Ein Zeuge der Gnade : Donald M. Baillie

Autor(en): **Mili Lochman, Jan**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Theologische Zeitschrift**

Band (Jahr): **47 (1991)**

Heft 4

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-878154

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ein Zeuge der Gnade: Donald M. Baillie

Die Tränen von St. Andrews

Im Zusammenhang mit St. Andrews habe ich oft an den Satz denken müssen: Man muss zweimal weinen – einmal, wenn man kommen soll, und zum zweitenmal, wenn man gehen muss. Dies war jedenfalls meine persönliche Erfahrung. Es war nicht mein Plan und Wunsch, nach St. Andrews zum Studium zu gehen. Als 1946 die traditionellen Beziehungen zwischen der Church of Scotland und den tschechischen Protestanten wieder aufgenommen werden konnten, wurde mir zu meiner dankbaren Freude ein Stipendium an einer der schottischen Universitäten angeboten. Es war mein Wunsch, nach Edinburgh zu gehen. Das New College war in der Tschechoslowakei viel besser bekannt als die älteste der schottischen Universitäten. Doch aus Versehen wurden die Namen der Stipendiaten verwechselt, und ich wurde nach St. Andrews geschickt.

Lange musste ich deswegen nicht «weinen». Buchstäblich vom ersten Augenblick an haben mich die Stadt und die Universität für sich gewonnen. Die Schönheit der grau-steinigen Stadt mit dem ständig präsenten Meer im Hintergrund faszinierten mich. Und die Universität mit ihren alten, doch höchst lebendigen Traditionen, wurde mir schnell zur alma mater. Vor allem die intensive Gemeinschaft im theologischen St. Mary's College erwies sich als wirkliche geistige Heimat. Die Zeit war besonders günstig. Zum erstenmal wurden die durch den Krieg beschränkten Möglichkeiten des Austausches zwischen Studierenden aus verschiedenen Nationen wieder möglich – und wir jungen Menschen ergriffen eifrig diese neue Chance. Alles schien zu blühen. So wurde mein St. Andrews-Jahr zu einem der glücklichsten Jahre meines Lebens.

In der Schwäche stark

Ich denke dankbar an meine Mitstudenten in St. Mary's und auch an andere, etwa in der damals sehr lebendigen SCM-Gruppe. Die meisten kannte ich persönlich, mit manchen blieb ich für Jahrzehnte in persönlicher Freundschaft verbunden. Stellvertretend nenne ich nur zwei Namen der bereits Verstorbenen: Donald Mathers, später Theologieprofessor in Kanada, und John Lester, später Landpfarrer in der Nähe von Dundee. Der leidenschaftliche Austausch mit ihnen und anderen bleibt mir in guter Erinnerung.

Die prägende Bedeutung für das akademische Leben haben natürlich die Lehrenden. Und auch da waren wir privilegiert. Die Namen sprechen für sich: Principal G.S. Duncan, die Professoren Dickie, Forrester, Honeyman... Vor allem jedoch wurde für mich *Donald M. Baillie* bestimmend. Nicht nur deshalb, weil mein eigenes Interesse auf dem Gebiet der systematischen Theologie lag. Abgesehen davon wirkte auf uns alle der stille, fast scheue Lehrer mit ganz besonderer Anregungs- und Anziehungskraft. Es war eine andere Art der Anziehung als bei den meisten anderen zeitgenössischen grossen Theologen. Auch davon haben wir in St. Andrews einige «Kostproben» erhalten. Zwei von den berühmtesten Theologen der Zeit haben uns besucht. Unvergesslich für mich etwa der Tag, an welchem Reinhold Niebuhr wie eine intellektuelle Bombe in St. Mary's einschlug. Begeistert sind wir auch den Gifford-Lectures von Emil Brunner gefolgt. Die beiden Koryphäen faszinierten durch die eindringliche Brillanz ihrer Denkweisen und Präsentationen, im Falle von Brunner darüber hinaus durch die Bereitschaft, sich immer wieder in eingehenden Gesprächen den Rückfragen der Studierenden zu stellen.

Donald Baillie zeichnete sich kaum durch solche blendenden Eigenschaften aus. Er wirkte in seiner Erscheinung und in seinem Vortrag eher zurückhaltend, ohne jedes die Zuhörer mitreissende, überwältigende Pathos. Er setzte nie seine Person in die Mitte der akademischen Szene. Er zog vielmehr unsere Aufmerksamkeit auf die von ihm vertretene theologische «Sache» – und auch die präsentierte er ohne alle Mittel der äusserlichen «Attraktivität» in einer sorgfältig durchformulierten Schlichtheit. Nicht dass er sich in diesem Verzicht auf äussere Effekte mit seiner persönlichen Überzeugung hinter dem Stoff «versteckt» hätte. Es war in seinem Unterricht unüberhörbar klar, dass er das Vorgetragene keineswegs aus «zweiter Hand» oder als Pflichtübung «tradierte», sondern dass er zum Inhalt seiner Lehre aus persönlicher Entscheidung und in der entsprechenden «Anstrengung des Begriffs» stand. Gerade darin wurde er uns glaubwürdig. Wir haben den scheuen Lehrer übrigens auch immer wieder in seinen Andachten und im Gottesdienst erlebt. Beides, das nüchterne dogmatische Kolleg und die im gottesdienstlichen Leben spürbare Frömmigkeit, ergänzten sich und bildeten in ihrer Ganzheit das Geheimnis der stillen Kraft und Ausstrahlung von D.M. Baillie.

Dass er schon auf den ersten Blick spürbar mit physischer Gefährdung zu ringen hatte, erhöhte noch seine Wirkung. Die paradoxe Wahrheit des paulinischen Wortes «Denn wenn ich schwach bin, dann bin ich stark» (II Kor 12,10) wurde in meinem Erfahrungsbereich von wenigen so überzeugend vorgelebt wie bei diesem St. Andrews-Lehrer. Unvergesslich bleibt mir

bereits die erste Begegnung mit ihm. Seine erste Vorlesung konnte wegen seiner Erkrankung nicht an der Universität stattfinden. Er war ans Bett gebunden. Doch er sagte den Anlass nicht ab, sondern lud uns ein, seinem Kolleg in seinem Haus zu folgen. Erstaunliche Szene: Studenten um das Bett des Lehrers versammelt. Eine akademische Ausnahmesituation. Doch gerade darin wurde der Ernst der «Sache» und die persönliche Hingabe des Lehrers an diese Sache *und* an seine Studenten anschaulich manifestiert.

Geheimnis der Inkarnation

Was den Inhalt der Vorlesungen betrifft (in der Arbeitsgemeinschaft haben wir die Westminster-Confession diskutiert), so hatten wir in unserem Jahr das Glück, dass Professor Baillie gerade seine Christologie und Soteriologie vortrug. Dies war das Herzstück seiner Dogamtik. Er legte uns die Hauptkapitel vor, welche später in seinem bis heute sehr lesenswerten Hautpwerk *God Was In Christ* erschienen. Für uns Studenten waren diese Vorlesungen ausserordentlich hilfreich. Sie boten in knapper, doch keineswegs simplifizierter Form die wesentliche Übersicht über zentrale christologische Fragen. Sie taten dies mit spürbarem Respekt vor den Leistungen der Dogmengeschichte, aber im zeitgenössischen theologischen Zusammenhang. Hier konnte man Wesentliches lernen oder festigen. Ich denke etwa an seinen überzeugenden Versuch, der zeitgenössischen Christologie einen begehbaren Weg zwischen der Scylla des Doketismus einerseits und der Charybdis eines modernistischen Historismus andererseits zu bahnen. Bis heute – auch wenn die leidenschaftlichen Debatten über die «neue Suche nach dem historischen Jesus» erst später aufbrachen – für eine verantwortbare christologische Orientierung wegweisend und aktuell. Oder ich denke an sein Ringen mit der grossen soteriologischen Fragestellung *«Cur Deus homo»*. Bis heute klingt mir in den Ohren auch sein Plädoyer für eine trinitarische Theologie, in welchem er mir auch den Zugang zu der für ihn ökumenisch anregenden anglikanischen Theologie erschlossen hat.

Die schöpferische Spannung, die die Vorlesung von D. M. Baillie bei uns hervorrief, führte zu Nach- und Rückfragen an ihn. Er hat diese Fragen nicht provoziert, doch geduldig ertragen und ernst genommen. Ich habe diese Chance besonders rege ergriffen, indem ich den Vortragenden mit studentischem Eifer mit meinen «Bedenken» «bedrängte».

Das bezog sich vor allem auf den Gedanken, an welchem Baillie persönlich besonders gelegen war: auf den Gedanken vom «Paradoxon der Gnade» als dem Schlüssel zum Verständnis des Paradoxes der Inkarnation. Nach

Baillie können wir Christen nachvollziehen, was Paulus über sein Glaubensleben – selbst und gerade über Fragmente eines «gelungenen Lebens» – bekennt: «Doch nicht ich, sondern die Gnade Gottes in mir» (I Kor 15,10). Das führte ihn dann zum Schluss, «that this paradox in its fragmentary form in our own Christian lives is a reflection of that perfect union of God and man in the Incarnation on which our whole Christian life depends, and may therefore be our best clue to the understanding of it» (*God Was In Christ,* 117).

Ich möchte die pädagogische Bedeutung dieser Überlegung keineswegs bestreiten, doch ich wagte zugleich (und wage bis heute) den Zweifel, ob solche Überlegungen der Einmaligkeit und Souveränität der Inkarnation wirklich gerecht werden können. Verführen sie nicht dazu, in solcher Verknüpfung mit allgemein christlicher Erfahrung das biblisch-christologische «*God Was In Christ*» auf der anthropologischen Ebene zu relativieren? Kurz nach dem Erscheinen des Buches habe ich später in einer positiven und ausführlichen tschechischen Rezension die Fragen von damals in die Frage zusammengefasst, ob das, was wir Christen in unserem Leben vom Paradox der Gnade erleben, nicht eher eine unvollkommene Analogie zum Leben des *Menschen* Jesus darstellen könnte, als zum eigentlichen Paradox der Inkarnation in seiner letzten Tiefe: zur Fleischwerdung *Gottes*.

Es waren offensichtlich «barthianische» Rückfragen (obwohl ich bei Barth erst nach St. Andrews studieren durfte), die ich in immer neuen Variationen dem Lehrer vorzulegen versuchte. Er nahm sie immer mit grosser Geduld auf, blieb jedoch bei seiner Sicht. In jedem Falle: Er war mir wegen meines Aufbegehrens nie gram oder gar böse. Nach dem Ende des Studiums stellte er mir ein Zeugnis aus, das mich durch sein Wohlwollen geradezu beschämte. Und vor allem: Nach Jahren, bereits nach seinem Tod, habe ich erfahren, dass er sich über mein Geschick in meinem Heimatland, das einige Monate nach meinem Abschied von St. Andrews stalinistisch dominiert wurde, Sorgen machte und mir ausrichten liess, sollte ich bedrängt werden und flüchten können, würde er dafür sorgen, dass ich in Schottland Zuflucht und eine sinnvolle Aufgabe finden könnte. Die Treue des Lehrers selbst aufmüpfigen Schülern gegenüber wurde dadurch eindrücklich dokumentiert.

Lebendiges Vermächtnis

Sollte ich im Abstand von 45 Jahren fragmentarisch zusammenfassen, was für mich vom Vermächtnis meines Lehrers lebendig bleibt und was mich in den Jahrzehnten meiner Lehraufgaben in Prag, New York, Basel und an

vielen anderen Lehrstätten mitgetragen hat, so würde ich (keineswegs erschöpfend) drei Gesichtspunkte skizzieren.

1. Meine zentrale Lebensaufgabe im akademischen und ökumenischen Horizont war die *Systematische Theologie*. Man kann diese theologische Disziplin auf verschiedene Weise anpacken. Ich hatte immer recht unterschiedliche Vorbilder solcher Arbeit vor Augen. Es ist möglich, konzentriert und systematisch auf einer durchdachten Basis Schritt für Schritt ein «Lehrgebäude» der Dogmatik aufzubauen zu versuchen. So ist es in unserer Zeit (wenn auch hier fragmentarisch) meinem Basler Lehrer Karl Barth unvergleichlich gelungen. Wir treffen jedoch auch systematische Theologen, die nicht so sehr das Ganze, sondern einige spezielle Fragenkomplexe monographisch erforschen und behandeln. Ich denke etwa an Reinhold Niebuhr. Und es gibt Systematiker, die sich in Auseinandersetzungen mit den Herausforderungen der Zeit geradezu verzehren, und nur am Rande des lebendigen Prozesses ihre Werke entwerfen. Ich denke an meinen Prager Lehrer Josef L. Hromádka.

Wo bleibt unter diesen Möglichkeiten Platz für einen Denker wie Donald M. Baillie? Ich meine, der bescheidene, doch bedeutende Platz: Systematische Theologie als Versuch, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren und darauf die Aufmerksamkeit der durch gerade aktuelle, oft kurzatmige Fragestellungen zerstreuten Studierenden zu lenken. Das bedeutet keinen dogmatischen Minimalismus. Der Reichtum und die Vielfalt alter und neuer dogmatischer Themen darf nicht ignoriert werden. Sie sind aufzuarbeiten und zu respektieren. Doch die Verantwortung des Dogmatikers besteht nicht darin, möglichst über alles, was in der Dogmengeschichte oder in der gegenwärtigen Diskussion vorkommt, mit allen Windungen und Wendungen zu berichten, sondern – auch mit der Kunst des Auslassens – den orientierenden Ausblick aufs Wesentliche für die Studierenden freizulegen. Hier müssen Prioritäten gesetzt werden. Dies ist riskant und muss verantwortet werden – im doppelten Bezug des Dogmatikers: in Verantwortung vor der biblischen Botschaft und den Herausforderungen der Zeit.

Diesen Weg habe ich in meinem Unterricht meistens gewählt. Die konzentrierte Beschäftigung mit Grundtexten des Glaubens – den Zehn Geboten, dem Apostolischen Glaubensbekenntnis und dem Unser Vater – wurde mir im aktuellen Kontext unserer Zeit zur Priorität. Rückblikkend darf ich sagen: Donald Baillie war nicht der einzige Lehrer, der mich dazu durch sein persönliches Beispiel ermutigte. Doch war er in seiner Art der konzentrierten dogmatischen Arbeit, wie sie in *God Was In Christ* exemplarisch vorliegt, zum leuchtenden und wie ich hoffe prägenden Vorbild geworden.

2. Donald M. Baillie ist mir ein exemplarischer Theologe in seinem *Vertrauen zur «klassischen Linie der Christenheit»* (um einen Ausdruck meines Prager Lehrers J. L. Hromádka zu gebrauchen). Christliche Theologiegeschichte lässt sich nie auf «eine Linie» reduzieren. Es gibt, Gott sei Dank, viele Linien des theologischen Denkens. Doch nicht alle sind von gleichem Gewicht. Es gibt schon eine «klassische Linie» im reformatorischen Sinne. Die soll nicht ausser acht gelassen werden, auch wenn man in dieser oder jener Hinsicht neue Wege sucht und suchen muss. In Baillies Vorlesungen wurden wir angeführt, uns auf die altkirchliche Christologie um das Chalcedonense und Athanasius, die Kirchenväter des Mittelalters wie Augustin und Anselm, die Reformatoren, vor allen Calvin, und natürlich die ökumenischen Zeitgenossen wie Barth, Brunner, Niebuhr, Hodgson... gründlich einzulassen.

Dies war und ist keine Selbstverständlichkeit – übrigens auch gerade für D. M. Baillie nicht. Sein Herz war nicht «von Hause aus» bei dieser klassischen Linie. In streng calvinistischem Haus seiner Jugend erzogen, wurde er als Student desto schmerzlicher den Anfechtungen der eher säkularisierten Kultur innerhalb der Universität ausgesetzt. Er machte sich die Bewältigung der Spannungen nach dem Zeugnis seines Bruders keineswegs leicht. «Donald was afterwards to be a valiant defender of the faith... but he had to pass through a long struggle from which only slowly he was able to emerge» (John Baillie, Donald: A Brother's Impression, in: Theology of the Sacraments, 20).

Seine ersten Bemühungen waren verständlicherweise apologetisch orientiert. Doch sein Weg führte zielbewusst weiter. Und *weiter* hiess: zur zentralen kirchlichen Lehre, so wie dies auch sein langjähriger, treuer pastoraler Dienst nahelegte. Noch einmal das Zeugnis von John Baillie: «In his latter years Donald frequently confessed to me that the focus of his interest had gradually moved onwards from the more general problems of what is usally called the philosophy of religion, such as had formerly occupied him, to the detail of Christian dogmatics» (*op. cit.* 28). Doch auf diesem Weg zum Zentrum gab es keinen Bruch: Tiefes Verständnis für die Mühe des modernen Menschen mit manchen Themen der Dogmatik blieb im Hintergrund seiner dogmatischen Ausführungen. Gerade dies stärkte die Glaubwürdigkeit seiner positiven Dogmatik. Auch darin wurde er uns, mehr als andere, zum orientierenden Vorbild.

3. Anregend bleibt mir D. M. Baillie auch in seiner dialektischen Verbindung der Treue seinem kirchlichen und kulturellen Ursprung gegenüber mit wahrhaft ökumenischer Offenheit. In ihm stand vor mir, unverwechselbar, ein schottischer «divine». Vielleicht schon in seiner physischen Erscheinung, vor allem aber: in seiner unmissverständlichen Verankerung im Erbe der

schottischen Theologie und Kirche. Gerne machte er uns mit dem Denken seiner Lehrer, vor allem H. R. Mackintoshs, bekannt. Und am Ringen seiner Kirche in der Gegenwart, vor allem an den Erneuerungsbewegungen wie Iona Community oder Student Christian Movement nahm er regen Anteil.

Doch dabei war Baillie für andere Typen der theologischen Überlieferung und für die ökumenische Bewegung aufgeschlossen. Ihm verdanke ich den Anstoss, mich mit der anglikanischen Tradition, auf dem Kontinent wenig bekannt, eingehender zu befassen. Beeindruckend war für mich auch seine Aufmerksamkeit und Fairness in der Begegnung mit der kontinentalen, vor allem deutschsprachigen Theologie. Ihre grossen Namen: Barth, Brunner, Bultmann waren in seinen Vorlesungen präsent. Er sah sie durchaus kritisch, doch nie in der verzerrten Art und Weise, wie ich es in St. Andrews hie und da erfahren musste. Für ihn war Karl Barth nie ein theologischer Extremist. Er sprach nie vom «Barthian Onslaught» in Theologie und Kirche.

So habe ich von D. M. Baillie auch das gelernt (oder vielleicht besser: wurde ich von ihm in meiner in Prag gewonnenen Erkenntnis gestärkt): Ökumenisch verantwortbare Theologie bewährt sich in der Treue dem eigenen kirchengeschichtlichen und kulturellen Standort gegenüber, doch zugleich in der Bemühung, auch anderen, selbst fremden Stimmen ihr Recht und ihre Relevanz zu lassen. Dies kam mir nicht nur in meiner akademischen Lehre zugute, sondern auch in der langjährigen Mitarbeit in der Kommission des World Council of Churches for Faith and Order – in welcher übrigens auch D. M. Baillie einst die schottischen Kirchen vertreten hatte.

*

In meinem Arbeitszimmer blicke ich seit Jahrzehnten auf einige wenige Photographien von Menschen, denen ich auf meinem theologischen Weg besonders dankbar bin. Neben meinen Prager Lehrern und Freunden wie J. L. Hromádka, J. B. Souček und dem Philosophen Jan Patočka, neben meinem unvergesslichen Basler Lehrer Karl Barth auch ein Bild aus Schottland: D. M. Baillie. Es ist ein besonders schönes Bild: Unser Lehrer steht inmitten einer schottischen Landschaft, am schottischen Loch, umgeben von den Hügeln der Highlands. Jemand hat dieses Photo als «Sinnbild der Inkarnation» bezeichnet. Mich erinnert das Bild symbolisch eher an das «Paradox der Gnade»: ein in Ausdruck und Erscheinung unauffälliger Mensch, der nicht auf sich selbst, sondern vielmehr auf den «Hintergrund» von Gottes Natur und Gnade hinweist – gerade darin jedoch persönlich überzeugend den Weg weist. Ein Zeuge der Gnade. «A grace-ful man.»

Jan Milič Lochman, Basel